

# ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Oktober 2023

## Vorwort von Eva Geffers

Seit **30 Jahren** haben Zeitzeugen ihre Erfahrungen an Jüngere erfolgreich weiter gegeben! Und das soll auch so weiter gehen mit den hier beschriebenen vier neuen ZeitzeugInnen im Alter zwischen 50 und 95

Jahren, die zu ganz unterschiedlichen Themen Auskunft geben können. Lesen Sie selbst! Zwei weitere Texte spiegeln die wechselvolle Vergangenheit jüdischen Lebens und Gedanken zum Umweltschutz in der DDR wider. Ganz am Schluss finden Sie unsere **Einladung zur Jubiläumsfeier!**

## Der neue Zeitzeuge *Henning Marcard* Von *Malina Berghaus*

In dem „Halbkreis“ vom 22. Februar 2023 erzählt Henning Marcard, der neue und jüngste Zeitzeuge der ZeitZeugenBörse, aus seinem Leben - vom Umziehen und Bleiben, von Ost- und Westberlin, von Druckereien und Berlin, wie es heute ist.

Henning Marcard wird 1966 in Kehl am Rhein geboren. Sein Leben beginnt mit Umzügen. Von Baden-Württemberg zieht er in die Nähe von Hamburg, dann zur Großmutter bei Freiburg, mit sieben Jahren zieht er zurück in den Norden aufs Land. Plattdeutsch und das Landleben führen dazu, dass er sich dort nie

richtig wohl fühlt. 1984 macht er Abitur, darauf folgt eine Ausbildung zum Buch- und Offset-Drucker. Kurz nach der Ausbildung soll er eigentlich seinen Wehrdienst ableisten. Die Bundeswehr hat großes Interesse daran, ihn zu rekrutieren. Der Grund

dafür ist sein schlechtes Französisch. Er wählt es in der Schule ab und belegt Russisch. Russisch-Sprecher werden bei der Bundeswehr gesucht, um als Funker hinter den Eisernen Vorhang zu horchen. Marcard möchte dem entgehen. Er setzt sich in sein Auto und fährt nach West-Berlin. In der Tasche hat er die Adresse eines Freundes im Wedding. Marcard erklärt den rechtlichen Hintergrund. Westberliner Männer waren nicht vom Wehrdienst befreit, jedoch gibt es einen Unterschied zum Rest der BRD. Bestimmte



Inhalt	
Geffers: Vorwort	1
Berghaus: Henning Marcard	1
Achinger: Eckart Kleßmann	3
Koch: „Erzieherischer“ Strafvollzug	4
Egerer: Ein bewegtes Leben	6
Berger: Jüdisch in der DDR	7
Raetsch: Umweltschutz in der DDR	10
Gratulationen	11
Zeitzeugen gesucht	11
<b>Einladung zur Jubiläumsfeier</b>	<b>12</b>

westdeutsche Organe, wie die Bundeswehr, dürfen überhaupt nicht in West-Berlin agieren. Sie dürfen nicht einmal einen Brief dorthin schreiben. So verbringt Marcard eine militärfreie Zeit in der geteilten Stadt. Am 12. Juni 1987 hält Ronald Reagan eine Rede in Berlin. Es ist ein umstrittener Besuch. Die Menschen an der Seestraße treffen sich. Es wird diskutiert. Marcard ist fasziniert vom Großstadtleben. Er beschließt in Berlin zu bleiben. Das Afrikanische Viertel im Wedding wird zu seiner neuen Heimat.

Darauf beginnt eine Zeit des Transits. Er studiert in Stuttgart, denn dort ist die einzige Hochschule mit einem Studiengang in der Druckindustrie, und lebt in Berlin. Skurrile Erfahrungen der Teilung prägen diese Zeit. Er erzählt von einer Dampferfahrt. Die Schleusenanlagen werden durch ostdeutsche Beamte bedient. An der Schleuse am Plötzensee bringen die westdeutschen Dampferfahrer den Schleusenarbeitern ein Bier vorbei. Es ist heiß und die ostdeutschen Kollegen bekommen sonst nichts hier, erklären die Dampferfahrer durch die Sprechanlage. Bei einer U-Bahnfahrt ertönt plötzlich die Meldung: „Letzter Bahnhof Berlin-West“. Er springt aus der Bahn. Es gibt keine Erklärung, er weiß nicht, was er jetzt tun soll. An der Friedrichstraße kann man ohne Papiere vorzuweisen von der U-Bahn in die S-Bahn umsteigen. Die endgültige Teilung kann so nicht ewig weitergehen, bemerkt Marcard damals. Entweder man steht sich als Feind gegenüber oder man ist befreundet. Aber man fährt nicht mit der U-Bahn unter dem Feind durch und kommt auf der anderen Seite wieder raus. Die Situation ist befremdlich für ihn. An einem anderen Tag möchte ein Freund mit ihm zusammen die Tante des Freundes in Ost-Berlin besuchen. Sie kümmern sich um einen Mehrfachberechtigungsschein, und die beiden können einreisen. Nun erinnert der Freund sich nicht mehr, an welchem Bahnhof sie wohnt. Es ist der 4. November 1989, der Tag der Künstlerdemonstration am Alexanderplatz. Die beiden fahren durch die Stadt, an der Demonstration vorbei. Marcard

hat die Bilder von der Demonstration in Peking im Kopf. Endlich bei der Tante angekommen, schauen sie eine Live-Übertragung der Demonstration. Von Angst keine Spur. Es wird darüber geredet, was man sich kaufen wolle, sobald das West-Geld da ist. Vielleicht einen Golf, eine Mikrowelle oder einen Videorekorder.



Henning Marcard

Foto: Privatbesitz

Um diese Zeit beginnt er ein Betriebspraktikum bei der Druckerei von Springer und hat die Gelegenheit, länger am Stück in Berlin zu bleiben. Aus dem Fenster des Büros am Checkpoint Charlie kann er auf die Mauer sehen. Am Ende des Praktikums ist die Mauer gefallen.

Zum Ende seines Studiums schreibt Marcard seine Diplomarbeit über eine Druckerei in Merseburg, die kurz vor der Privatisierung steht. Seine Erfahrungen im Osten motivieren ihn dazu, seine Arbeit über einen Betrieb im Osten zu schreiben. Der Übergang von der Planwirtschaft in die Marktwirtschaft wird zu seinem Thema. Als einer der wenigen Spezialisten für das Thema wirtschaftliche Vereinigung erhält er daraufhin eine Stelle bei dem *Regionalen Arbeitgeberverband für Druckereien*. Wirtschaftliche Zusammenführung zur Zeit der Wiedervereinigung ist das eine Thema, das Marcard beschäftigt.

Das andere ist seine Wahlheimat - der Wedding. Er recherchiert den kolonialen Bezug im

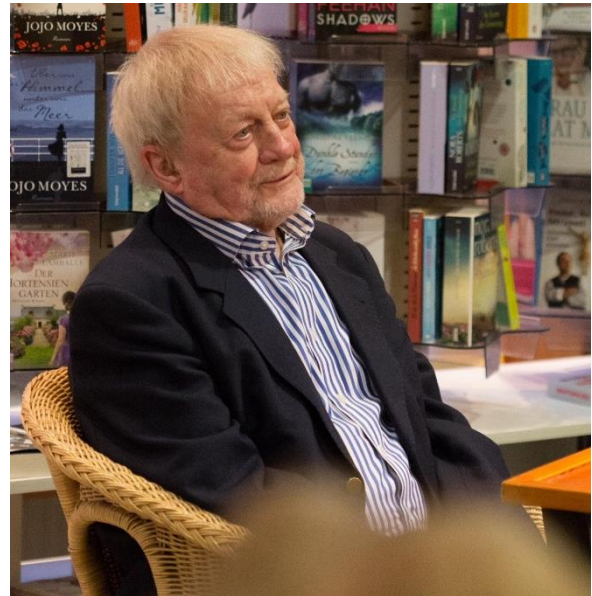
Zusammenhang mit dem Afrikanischen Viertel und Berlin. Auf Rundgängen bietet er Gruppen sein Wissen an. Nach dreißig Jahren in dem Bezirk weiß er, was sich verändert hat und was geblieben ist. Seinen Touren eigen ist die Einbeziehung afrikanisch-stämmiger Mitbürger. So ist ein Teil seiner Touren der Besuch afrikanischer Läden, Kulturzentren und Restaurants. Es geht ihm nicht nur um historische Erläuterungen, sondern auch um das Zusammenführen von Menschen und Nachbarn.

### **Eckart Kleßmann - ein neuer Zeitzeuge** **Von Gertrud Achinger**

Am 3. Mai konnte die ZeitZeugenBörse Eckart Kleßmann als neuen Zeitzeugen mit besonderer Geschichte begrüßen. Er ist 1933 im Städtchen Lemgo in Westfalen geboren, wo sein Vater als Chirurg Chefarzt im örtlichen Krankenhaus war. Er hat die NS-Zeit und den zweiten Weltkrieg schon bewusst erlebt mit bewundernswert klaren Erinnerungen, sicherlich geschult durch sein kunstgeschichtliches Studium und seine Tätigkeit als Journalist und selbständiger Schriftsteller mit ca. 42 Büchern.

Als Zeitzeuge könnte Herr Kleßmann gefragt sein, weil er auch über die Verfolgung der jüdischen Bewohner\*innen Lemgos berichten kann, die er und seine Familie zwar nicht als Betroffene, aber als Freunde und Nachbarn unmittelbar miterlebt haben. Herrn Kleßmanns Eltern waren mit der jüdischen Familie Gumpel befreundet, die in Lemgo ein kleines Textilgeschäft führte. Die Söhne beider Familien waren Spielfreunde. Herrn Kleßmanns Eltern waren gläubige Christen und Gegner des Naziregimes. Sie versuchten auch während der Verfolgungszeit den Kontakt zur Familie Gumpel aufrecht zu halten. Die beiden Söhne der Familie emigrierten rechtzeitig, der Vater starb 1934, die Mutter aber wurde in Auschwitz ermordet. Herr Kleßmann lernte nach dem Krieg auch eine weitere jüdische Lemgoerin kennen, die als junge Frau in ein „Judenhaus“ eingewiesen

wurde. Dort überlebte sie auch mit der Hilfe anonymen Lemgoer, die nachts Lebensmittel vor dem Hintereingang ablegten. Außerdem protestierten Lemgoer Bürger gegen die Deportation ihrer jüdischen Mitbürger – im Gegensatz zu den Bewohnern vieler anderer Orte in Deutschland.



Eckart Kleßmann

Foto: Privatbesitz

Ein weiteres Thema, über das Herr Kleßmann sprechen kann, ist die Organisation des Jungvolks und der Hitlerjugend, deren Erziehungsmethoden er hasste. Herr Kleßmann hatte einen 9 Jahre älteren Bruder mit sportlicher Figur, der ein glühender NS-Anhänger war. Sein zweiter Bruder, 5 Jahre älter als er, mit schwächlicher Figur wie er selbst, war ein ebenso überzeugter Gegner der NS-Jugendorganisationen und hatte erstaunlich klare Einsichten in die Struktur des NS-Regimes und dessen unausweichliches Ende.

Herr Kleßmann hat auch die Vorgänge um die Verteidigung Lemgos und seine Eroberung durch die amerikanische Armee bewusst miterlebt. Der Bürgermeister versuchte, durch persönliche Intervention bei den Amerikanern zu erreichen, dass die alte Fachwerkstadt verschont würde. Er wurde als nicht zuständig zurückgewiesen und als Landesverräter von SS-Leuten brutal erschlagen. Die Stadt Lemgo wurde dennoch

gerettet durch ein „Wunder“, denn der geplante amerikanische Angriff musste wegen eines besonders dichten Nebels verschoben werden. Dann lösten sich die Wehrmachtverbände auf und die Stadt wurde kampfflos übergeben. Die Mörder des Bürgermeisters wurden zwar nach dem Krieg angeklagt, aber von Richtern des immer noch „braunen“ Justizsystems freigesprochen.

Diese und noch weitere, für alle Altersgruppen spannenden Ereignisse kann Herr Kleißmann sehr genau und anschaulich schildern. Er ist zwar stark gehbehindert, kann aber 2-3 Personen in seiner Wohnung empfangen. Auch mit Schulklassen kann er sprechen, wenn die Schulen für seinen Transport sorgen können. Wir hoffen, dass viele Berliner Schulen diese Gelegenheit, einen der letzten Zeitzeugen der NS- und Kriegszeit persönlich kennenzulernen, wahrnehmen werden.

### **Waldheim: „Erzieherischer,, Strafvollzug in der DDR**

**Von Sabine Koch**

Rückblickend kann Peter Lehmann auf 55 zufriedene und erfolgreiche Jahre mit Familie, Kindern und Enkelkindern stolz sein. Das war nach den ersten 25 Lebensjahren, insbesondere der 6 Jahre, die er der Willkür der DDR-Justiz ausgeliefert war, nicht unbedingt vorhersehbar.

Der Geburtsort von Peter Lehmann war Zuckmantel in den Sudeten, wo seine Mutter als Dienstmädchen gearbeitet hat. Dort lernte sie ihren Mann kennen, den sie schon nach kurzer Bekanntschaft heiratete. Sie wurde auch gleich schwanger und gebar 1943 Peter. Die junge Familie zog zuerst nach Süddeutschland und dann nach Berlin-Köpenick. Ihren Mann sah Frau Lehmann während des Krieges selten, kam aber allein mit ihren Kindern in Köpenick gut zurecht. Als der Vater nach Kriegsende zu ihnen kam, veränderte sich jedoch das Familienleben völlig. Finanziell ging es ihnen gut, da der Vater sich als Dachdecker selbständig machte. In Köpenick war er allgemein bekannt und beliebt, die

Menschen sahen ja auch nicht; was sich hinter der Fassade abspielte. Die Familie litt unter seiner Dominanz, er behandelte seine Frau wie eine Untergebene und stellte hohe Erwartungen an die Kinder. Peter jedoch war schon bei Schulbeginn total überfordert. Da er keine vorschulischen Fähigkeiten in die Schule mitbrachte, war schon die erste Klasse für ihn ein Horror. Er quälte sich durch die Schule, bis er sie nach der 8. Klasse ohne Abschluss verließ.

Danach begann er eine Lehre als Dachdecker, und was man heutzutage eher als Klischee bezeichnen würde, wurde in diesen Kreisen tatsächlich viel getrunken, es blieb nicht bei einem Feiertagsbier. Gefeierte wurde gern im Westen, da dort Kinos und Tanzschuppen mehr Abwechslung boten.

Das änderte sich, als 1961 die Mauer erbaut wurde. Peter und seine Kumpels waren mit dem Leben in Ostberlin unzufrieden, sie hielten sich immer wieder an der Grenze auf und entwarfen in Gedanken die skurrilsten Fluchtszenarien. Dennoch hielten die Familie und auch der anstehende Facharbeiterbrief die vier Kumpels davon ab, den Gedanken an Flucht in die Tat umzusetzen.

Sie mussten aber wohl in der Öffentlichkeit zu oft darüber gesprochen haben, denn eines Tages wurden sie verhaftet und verhört. Bei den Verhören widersprachen sich die vier Freunde, aber nur Peter Lehmann wurde nach 3 Monaten Untersuchungshaft zu 15 Monaten Haft verurteilt, da er als Rädelsführer angesehen wurde und die anderen wohl auch die besseren Anwälte hatten.

Er verbrachte aber nur 7 Monate im Knast, da die Haftbedingungen miserabel waren. Die Zellen waren mit 8 Personen total überfüllt, und die Arbeit, die die Häftlinge in einer Fabrik leisten mussten, war wegen drohender Bleivergiftung höchst gesundheitsschädlich.

Nach der Entlassung aus dem „Familienknast“ in Rummelsburg geriet Peter Lehmann immer wieder in Prügeleien und erreichte damit einen hohen Bekanntheitsgrad. Es fanden sich viele Interessenten, die sich

mit „Lemmy“, so lautete sein Spitzname in Köpenick, kloppen wollten.



Peter Lehmann Foto: Dagmar Behrendt

Er arbeitete inzwischen wieder in der Dachdeckerei seines Vaters und ging zur Abend-  
schule, um die 10. Klasse zu schaffen, aber  
das Lernen nach der Arbeit fiel ihm schwer.  
Es fiel ihm auch schwer, seine Fäuste bei  
sich zu behalten, und bei der Begegnung mit  
der „Elitetruppe“ Mielkes wollte er nicht hinter  
seinem Freund Götz, der sie in die Mangel  
nahm, zurückstehen und schlug zu. Das Er-  
gebnis waren 18 Monate Knast wegen Kör-  
perverletzung und Aufenthaltsverbot für Ber-  
lin.

Je nach Verfehlung gab es 3 Kategorien für  
die Haft. Peter Lehmann wurde in der Kate-  
gorie 2 geführt und sollte die Haftstrafe in  
Waldheim, einem berüchtigten Gefängnis in  
der Nähe Dresdens, absitzen. Doch vorerst  
blieb er in der Warteschleife in Rummels-  
burg. Es dauerte noch 11 Monate, bis der Ab-  
transport stattfand, aber nicht im „Grotewohl-  
express“ – so wurde der Zug mit Gefängnis-  
zellen genannt – sondern mit der „grünen  
Minna“, die auf der Fahrt noch andere Delin-  
quenten in einer Art Arbeitslager abliefern.  
Das Bild, das Peter Lehmann empfing, war  
nicht das, was der Name ihm suggerierte, ein  
Ort der Geborgenheit im Wald, sondern eine  
Festung. Die Zellen waren dreifach vergittert  
und enthielten nur einen Klappstisch, einen  
Klappstuhl, ein Klappbett und einen Spind.

Die Haftbedingungen und der Umgangston  
waren deutlich schärfer als in Rummelsburg.  
Es waren überwiegend Häftlinge aus Sach-  
sen inhaftiert, und die Häftlinge aus Berlin  
wurden geächtet.

Es gab dort auch eine Haftpsychiatrie, in der  
sich viele Frauen befanden, denen man die  
Kinder weggenommen hatte.

In den letzten 3 Monaten der Haft wurde er  
plötzlich in den Teil „Bremen“ der Haftanstalt  
verlegt. Ein Grund dafür wurde ihm nicht ge-  
nannt.

Hier war er gänzlich isoliert und verbrachte  
die Zeit in der Zelle mit Schritte zählen und  
Selbstgesprächen.

Um die Gefängnisleitung dazu zu zwingen,  
ihm den Grund für diese Verlegung anzuge-  
ben, versuchte er einen Hungerstreik, gab  
aber nach 3 Tagen auf. Schließlich ent-  
schloss er sich dazu, einen Selbstmordver-  
such vorzutäuschen. Mit dem Glas einer zer-  
schlagenen Glühbirne wollte er sich den Arm  
aufritzen und ihn bei der Essensausgabe aus  
dem Türschlitz hängen lassen.

Das führte er auch durch, allerdings war er  
damit keinen Schritt näher an der Entlas-  
sung, sondern wurde in eine Selbstmörder-  
zelle gebracht und an einem Eisenring fest-  
gemacht.

Nach Tagen wurde die Zellentür geöffnet und  
er unter der Häme des Gefängnispersonals  
wieder in die alte Zelle verlegt, wo er die Zeit  
bis zu seiner Entlassung verbrachte.

Bei dem abschließenden Gespräch mit der  
Gefängnisleitung erfuhr er, dass seine nega-  
tive Haltung gegenüber der DDR, die er  
durch ketzerische Reden kundgetan hätte, zu  
der Haftstrafe geführt hat.

Zudem wurde ihm noch eine erzieherische  
Rede über die Vorzüge des Strafvollzugs der  
DDR auf den Weg gegeben.

Nach der Entlassung durfte er ja vorerst nicht  
nach Berlin zurück, sondern musste stattdes-  
sen nach Görlitz ziehen. Dort hatte er aller-  
dings das Glück, seine in Berlin lebende Frau  
kennen zu lernen, die er 1970 heiratete. Der  
Schwiegervater war ein toleranter Mensch  
und trug ihm seine Verfehlungen nicht nach.

Peter Lehmann führte ein ganz normales Familienleben im Prenzlauer Berg, verdiente gut als Dachdecker und hatte nach seiner Berufsunfähigkeit, die ihm nach vielen Operationen bescheinigt wurde, noch die Möglichkeit, viel zu reisen und die Welt kennen zu lernen.

Seine Erfahrungen im „Haus am See“ und der „Grünen Hölle von Waldheim“ hat Peter Lehmann so anschaulich erzählt und auch aus seinen schriftlichen Unterlagen (die noch keinen Verleger gefunden haben) vorgetragen, dass mit Zustimmung der Gastgeber und der Anwesenden die übliche Dauer der Zeitzeugenvorstellungen weit überschritten wurde. Somit entfiel die Diskussionsrunde und weitere Fragen an den Zeitzeugen. Bei Einwüfen während des Vortrages stellte sich jedoch heraus, dass einige der anwesenden Zeitzeugen sowohl die erwähnten Orte in Köpenick als auch den Freund Götz kannten. Daran zeigt sich mal wieder: Berlin ist doch ein Dorf.

### **Ein bewegtes Leben** **Von Anja Egerer**

Zuerst stellte sich Frau Doris Steinke vor, die 1928 in Berlin geboren wurde. Sie sei eine „waschechte Berlinerin“ sagte sie stolz. Sie wohnte als Kind zunächst in der Borsigstr. Ganz in der Nähe des Stettiner Bahnhofs (heute Nordbahnhof). Mutter und Großmutter waren Ballettmeisterinnen, und auch Doris bekam bereits früh Ballettunterricht. Ihr von der Mutter getrennt lebender Vater (der früh verstarb) betrieb im gleichen Haus eine Buchhandlung, und mit Büchern hatte auch ihr späterer Beruf zu tun. Das Kind lebte überwiegend bei der Großmutter und freute sich als Einzelkind sehr, in der Schule (eine Mädchenschule wie damals üblich) Kameradinnen zu gewinnen. Solange die Schule stand, sammelten sie auf dem Schulweg Bombensplitter auf; als auch das Schulhaus eine Bombe getroffen hatte, gingen sie im Wechsel mit den Jungen in die Knabenschule zum Unterricht. Bereits zum Beginn

des Krieges (etwa 1940) reiste ihre ganze Klasse mit den Lehrern zur Kinderlandverschickung nach Mallnitz in Kärnten und konnte neun Monate dort bleiben. So lernte Doris als Stadtkind die Natur lieben, weil nur vormittags unterrichtet wurde, an den Nachmittagen und am Wochenende wurde viel gewandert.



Doris Steinke

Foto: Dagmar Behrendt

Wieder zu Hause in Berlin wurde die Lage immer gefährlicher. Zwar hatte ihr eigenes Haus auch einen Luftschutzkeller, als aber in der nahen Bergstraße eine Bombe niedergegangen war, flüchteten sie sich bei Luftangriffen in den als sicherer geltenden Keller des Bahnhofs. Auf dem Weg dorthin mussten sie an Verwundeten und Toten vorbei. So beschloss die Mutter 1943, mit ihrer Mutter und dem Kind zu einer Freundin zu ziehen, die in Ahlbeck auf Usedom eine Pension betrieb. Dort hatte die inzwischen 15jährige Doris dann keinen Unterricht mehr, so dass sie sich, wie sie sagt, ihre Bildung später aus Büchern selbst zusammensuchen musste. Das betraf vor allem ihre politische und geschichtliche Bildung, denn sie wuchs ganz unpolitisch auf. So hatte sie während ihrer Schulzeit beim Betreten der Straßenbahn einmal

nicht mit „Heil Hitler!“ begrüßt, was eine zufällig anwesende Lehrerin mitbekam. Prompt kam ein blauer Brief nach Hause.

Frau Steinke absolvierte in Ahlbeck ihr Pflichtjahr mit Haushaltsarbeiten und Kinderbetreuung, dann wurde sie vom Deutschen Roten Kreuz gefragt, ob sie im Lazarett (im Hotel „Kaiserhof Atlantik“ notdürftig eingerichtet) aushelfen wolle. Sie bejahte, ohne zu wissen, was auf sie zukommen würde. Denn die, die sie als schmucke junge Männer in Uniformen hatte ausziehen sehen, lagen hier schwer verwundet, weinten und schrien vor Schmerzen. Ganz schlimm wurde es, als es keine Betäubungsmittel z. B. bei Amputationen mehr gab. Viele von ihnen starben. Diese Erfahrung war es, die für sie das „Nie wieder Krieg!“ als gesamtgesellschaftliche zentrale Aufgabe erscheinen ließ. Ihr eigenes Lebensmotto ist denn auch: „Reden, reden und immer wieder reden.“

Als bei Kriegsende die Russen auch nach Ahlbeck kamen, versteckte sie sich mit der Mutter im Keller. Aber dann öffneten die russischen Soldaten eines Tages die Kellertür, fragten aber nur, ob Soldaten anwesend seien, und gingen wieder. Frau Steinke meinte, die Russen hätten z. T. ihre eigenen Leute erschossen, wenn es zu Vergewaltigungen kam.

Sie selbst musste bis zum Oktober 1945 zurück in Berlin sein, sonst wäre ihr Wohnrecht dort verfallen. Also kehrte sie zurück und bemühte sich bald darauf um eine Ausbildung. In der Universitätsbuchhandlung Unter den Linden machte sie eine Buchhändlerlehre und arbeitete von da an immer mit Büchern, auch später nach dem Studium bei der Außenhandelskammer der DDR, wo sie als Oberbibliothekarin für Information und Dokumentation und die Bestellung von Büchern zuständig war.

Bei einer beruflichen Einladung nach Warschau erwachte ihr Interesse für Polen, und sie engagierte sich für den Austausch mit dem Nachbarland, was sie immer noch – seit nunmehr 35 Jahren! – fortführt.

In den 70er Jahren heiratete sie, bekam zwei Kinder und zog 1978 mit der Familie nach

Buch, wo sie seitdem heimisch ist und sich zusammen mit vielen anderen Ehrenamtlichen nun auch schon viele Jahre für die Älteren engagiert. So ist sie nie allein, wie sie sagt, hat inzwischen auch zwei Enkelinnen und fünf Urenkel, an die sie ihre Erfahrungen weitergibt.

## **Eindrücke von der Ausstellung „Ein anderes Land - Jüdisch in der DDR“ im Jüdischen Museum Berlin**

***Von Gabriel Berger***

Die Ausstellung „Ein anderes Land - Jüdisch in der DDR“ im Jüdischen Museum Berlin lässt weit mehr Fragen offen als sie beantwortet. Es ist zweifellos positiv, dass sich in der Ausstellung zahlreiche Personen äußern, die als selbst Betroffene über das Leben als Juden in der DDR berichten. So nähert man sich dieser Problematik ohne vorgefasste Vorurteile, wie sie in der zeithistorischen Literatur verbreitet sind.

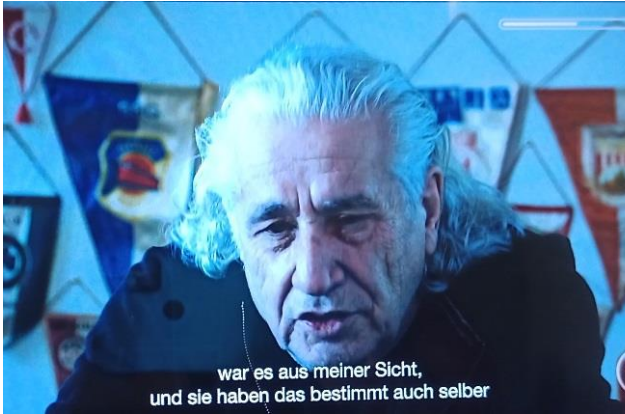
Sie kamen unmittelbar nach dem Krieg und der Shoah, die auch in ihren jüdischen Familien und Freundeskreisen Verwüstungen angerichtet hatte, zurück nach Deutschland, in das Land der Täter. Sie kamen, um den sowjetisch besetzten östlichen Teil Deutschlands zu einem anderen, einem sozialistischen, humanen, toleranten Land zu machen. Das ist der Grundtenor der Ausstellung, der sich soweit mit der historischen Wirklichkeit der damaligen Zeit deckt. Was die Ausstellung nicht thematisiert ist jedoch, wie viele solche jüdischen Idealisten es waren, die die Rückkehr nach Deutschland der Emigration in die USA oder nach Palästina vorzogen. Und kaum beantwortet bleibt die Frage, wie viele von diesen meist kommunistisch orientierten Volontären des sozialistischen Aufbaus sich selbst als Juden sahen. Denn sofern sie aus jüdischen Familien stammten, in denen die jüdische religiöse und geistige Tradition gepflegt wurde, hatten sie sich als Jungkommunisten von jeglicher Religion distanziert, oft auch von jeder Erinnerung an das jüdische Leben ihrer Vorfahren. Und wie viele waren es? In

der Literatur findet man die Schätzung von 8 bis 9 Tausend Personen, von denen nach der Gründung der DDR im Jahre 1949 nur etwa 1500 den jüdischen Gemeinden angehörten<sup>1)</sup>, 1989 waren es nur noch etwa 400 Mitglieder. Die meisten der jüdischen Rückkehrer blieben als Kommunisten den Gemeinden fern, womit sie ihre Religionsferne demonstrierten. Aber auch die Mitglieder der jüdischen Gemeinden der DDR waren größtenteils zugleich SED-Mitglieder und an die Tradition, nicht aber an die Religion gebunden. Solche Betrachtungen vermisst man in der Ausstellung.

Trotzdem, und das kann ich aus eigener Erfahrung als Jude in der DDR sagen, fühlten sich viele der jüdischen Rückkehrer in die DDR und ihre Kinder als Juden, auch wenn sie in ihrem Leben nie eine Synagoge betreten hatten und statt der jüdischen Feiertage kommunistische begingen. Denn es gab in dem jüdischen Milieu eine Gemeinsamkeit der Erfahrungen, welche die Eltern-, aber auch die Kindergeneration, gravierend von der Mehrheitsgesellschaft unterschied und trennte. Das waren einerseits die Erfahrungen der Verfolgung als Jude und als Kommunist während der Nazizeit. Andererseits war es die Erfahrung der Eltern, die als entschiedene Gegner des Nationalsozialismus oder, wie sie es sagten, des deutschen Faschismus, aus Deutschland fliehen mussten und oft noch außerhalb Deutschlands im Kampf gegen den Faschismus aktiv gewesen sind, sei es in Frankreich, Belgien oder Spanien. Den Kindern dieser „Kämpfer gegen den Faschismus“, wie ihr Ehrentitel in der DDR hieß, zu denen auch ich zählte, war kaum zu verdenken, dass sie auf ihre Eltern stolz waren, sie als Helden sahen, vielleicht auch verehrten. Dieses Gefühl der Kinder privilegierte sie gegenüber der Mehrheit der Gleichaltrigen, die meist auf Eltern zurückblicken mussten, die aktiv oder passiv den Nationalsozialismus unterstützt hatten. Solche Gefühle artikulieren manche der in der Ausstellung vorgestellten Juden der Kindergeneration in ihren Erinnerungen an die Zeit in der DDR.

Etwa 500 Juden haben, wie in der Ausstellung zu lesen ist, 1953 aus Angst vor erneuter Verfolgung die DDR Richtung Westen verlassen. Damals haben auf Geheiß von Stalin in Osteuropa, besonders in der Tschechoslowakei, Prozesse gegen aus dem Westen zurückgekehrte Kommunisten stattgefunden, meist Juden, denen nachrichtendienstliche Tätigkeit für die USA unterstellt wurde. Was aber in der Ausstellung nicht herausgestellt wird, ist, dass im Gegensatz zur Tschechoslowakei in der DDR gegen jüdische Kommunisten keine Todesurteile gefällt wurden. Diese finstere stalinistische Episode war aber in der DDR eine bald vergessene Randerscheinung. Und, so erstaunlich es klingen mag, unter den Juden der DDR hat es seit Ende der fünfziger Jahre kaum die Erfahrung des Antisemitismus gegeben. Das ist umso erstaunlicher, als durch die DDR seit dem Sechstagekrieg von 1967 eine unversöhnliche Kampagne gegen den „Aggressor“ Israel rollte, was in der Ausstellung ausgiebig dokumentiert ist. Auch jüdische Exponenten der Kultur und Wissenschaft wurden aufgefordert, Israel öffentlich zu verurteilen, was aber nur eine klägliche Minderheit tat. Das Entstehen für Israel schuf unter Menschen, die fast schon ihre jüdische Identität verloren hatten, eine neue Gemeinsamkeit. Bei manchen, auch bei mir, war es der erste Anstoß für ein Aufbegehren gegen das System des „realen Sozialismus“ in der DDR. Diese innere Entwicklung junger Juden wird z.B. von dem Musiker Martin Schreier, dem Leiter der in der DDR legendären Rock-Gruppe „Sterncombo-Meißen“, in einem Video-Beitrag sehr beeindruckend erzählt. Jedoch, wie Martin Schreier hervorhebt, sind die Juden in der DDR sehr gut betreut und sogar materiell privilegiert gewesen, weswegen es für ihn und für viele andere Juden kaum einen Grund gegeben habe, die DDR zu verlassen, zumal er seit 1985 in den Westen reisen durfte. Er entschied sich, in der DDR zu bleiben, obwohl er seit der Kindheit das diktatorische politische System der DDR zutiefst ablehnte.





Martin Schreier  
Aufnahme aus Videofilm

Viele der Nachkriegsrückkehrer in die DDR bekleideten hohe Positionen in der Kultur, Wirtschaft, aber auch in der Politik. Letzteres ist in der Ausstellung nicht erwähnt worden, vermutlich um bei den Zuschauern keine Ressentiments zu wecken. Denn die in der Ausstellung nicht erwähnte Riege der in der DDR einflussreichen politischen Elite mit jüdischem Hintergrund spricht für sich: Alexander Abusch, Hermann Axen, Hilde Benjamin, Kurt Hager, Albert Norden, Markus Wolf, Friedrich Karl Kaul<sup>2)</sup> ist die unvollständige Aufzählung. Hier kann man natürlich, wie Wolfgang Benz anführen, dass sich die politisch engagierten Kommunisten meist von ihren jüdischen Wurzeln losgesagt hatten<sup>3)</sup>. Das traf aber ebenso auf die meisten Juden in der DDR zu, denen diese Ausstellung gewidmet ist. Oftmals führten erst politische Umwälzungen oder persönliche Schicksalsschläge dazu, dass sie sich an ihre jüdischen Wurzeln erinnerten, was besonders in der Wendezeit bei vielen der Fall gewesen ist.

Die Ausstellung entkräftet den nach der Wende in der Bundesrepublik verbreiteten Vorwurf, man habe in der DDR aus ideologischen Gründen den Holocaust verschwiegen. Noch in der sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR entstanden zahlreiche Romane und Spielfilme, die sich der Verfolgung und Ermordung der Juden in der NS-Zeit widmeten. In der Ausstellung werden

38 Titel von Filmen zu diesem Thema genannt, die in der DDR zum Teil ein sehr breites Publikum erreichten.

In der Ausstellung wird auch die wundersame Wandlung Erich Honeckers vom Saulus zum Paulus thematisiert. Nachdem sich die SED Jahrzehnte lang dem Judentum gegenüber reserviert bis misstrauisch verhalten hatte, wurde Honecker Ende der achtziger Jahre zum großzügigem Förderer der kleinen jüdischen Gemeinschaft der DDR. Mit großem Pomp und internationalem Echo wurde die im Zweiten Weltkrieg durch Bomben zerstörte große Synagoge in der Berliner Oranienburger Straße zum Teil restauriert. Jüdische Friedhöfe wurden durch FDJ-Gruppen in Ordnung gebracht. Jüdische Kultur wurde mit behördlicher Förderung öffentlich wahrnehmbar. Vertreter internationaler jüdischer Organisationen und der Westberliner Jüdischen Gemeinde wurden in der DDR wie Staatsmänner empfangen und mit hohen Auszeichnungen bedacht. Hintergrund der demonstrativen Öffnung der DDR-Führung für Belange der jüdischen Gemeinschaft war Honeckers Wunsch, seine politische Laufbahn durch eine Einladung in die USA krönen zu können und die amerikanische Regierung zur finanziellen Unterstützung der maroden DDR-Wirtschaft zu bewegen. Der durch Massendemonstrationen erzwungene Rücktritt Honeckers am 17. Oktober 1989 durchkreuzte seine ehrgeizigen Pläne. Das im März 1990 zum ersten Mal frei gewählte Parlament der DDR bekannte sich zur Verantwortung für den Massenmord der Nationalsozialisten an Juden und beschloss, als Zeichen der Wiedergutmachung bedrängte sowjetische Juden nach Deutschland einzuladen.

Die Ausstellung liefert den Besuchern eine Kollage von Erinnerungen von Juden aus ihrer Zeit in der DDR, die ein völlig anderes Bild ergibt, als die Erinnerungen von Juden aus der Bundesrepublik. Ein wesentlicher Gesichtspunkt ist in der Ausstellung nicht erwähnt worden: Nach der Massenflucht von Juden aus Deutschland und dem anschließenden Massenmord an den in Nazi-

Deutschland verbliebenen Juden war Deutschland nach dem Krieg weitgehend „judenfrei“. In den Westzonen Deutschlands ist ein Teil der in amerikanischen Lagern für displaced persons untergebrachten heimatlosen, meist polnischen Juden geblieben. Sie entschlossen sich, in Deutschland für sich eine neue Existenz aufzubauen und bildeten den Kern der kleinen bundesdeutschen jüdischen Nachkriegsgemeinden. In die Ostzone, die spätere DDR, sind dagegen, wie oben erwähnt, vorwiegend kommunistisch orientierte deutsche Juden zurückgekehrt. Dieser gravierende Ost-West-Unterschied hätte in der Ausstellung hervorgehoben werden können.

Die Ausstellung „Ein anderes Land - Jüdisch in der DDR“ sollte interessierten Personen, besonders aber Zeithistorikern, den Anlass bieten, sich möglichst unvoreingenommen mit dem ungewöhnlichen jüdischen Leben in der ehemaligen DDR gründlich zu beschäftigen.

- 1) Siehe Monika Richarz: Juden in der BRD und in der DDR seit 1945, in: Micha Brumlik (Hg.): Jüdisches Leben in Deutschland seit 1945, Frankfurt a. M. 1988, S. 13–30, hier S. 16–21; Hartewig: Zurückgekehrt (Anm. 2), S. 2 f.
- 2) Kurt Hager, seit 1963 Sekretär für Wissenschaft, Kultur und Bildung im ZK der SED; Herrmann Axen, seit 1970 Sekretär für Internationale Verbindungen, Internationale Politik und Wirtschaft sowie Auslandsinformation beim ZK der SED; Albert Norden, seit 1958 Sekretär für Auslandsinformation im ZK der SED Mitglied des Nationalen Verteidigungsrates; Alexander Abusch, langjähriger Kulturminister; Markus Wolf, 1952 – 1986 Leiter der Hauptabteilung Aufklärung im Ministerium für Staatssicherheit; Hilde Benjamin, Vizepräsidentin des Obersten Gerichts (1949–1953) und später Justizministerin (1953–1967); Friedrich Karl Kaul, Staranwalt der DDR, unter anderem in internationalen NS-Prozessen.
- 3) Siehe Wolfgang Benz, <https://www.juedische-allgemeine.de/kultur/gelegnet-aber-nicht-zu-uebersehen>, 2015.

## **Umweltschutz in der DDR** **Von Dietrich Raetsch**

Um bei diesem Thema umfänglich heranzugehen, sollte man die Ausgangssituation bei der Gründung 1949 berücksichtigen.

Das Land war zerstört, es mussten Reparationsleistungen in erheblichem Umfang geleistet werden, es sollte ein für die werktätigen Menschen besseres Land entstehen. Ein weiterer wichtiger Aspekt war, es gab keinen Marshallplan wie in der BRD.

Die schnelle Schaffung von Wohnungen, der Aufbau der Schwerindustrie und die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse standen im Fokus.

Die Braunkohle als Energiequelle war vorhanden und Umweltschutz wurde in dieser Zeit, beidseits der deutschen Grenze nicht als das Problem der Zeit angesehen.

Der Aufbau der sozialistischen Volkswirtschaft hatte Priorität. Die offene Grenze und der schnelle wirtschaftliche Aufschwung Westdeutschlands waren Faktoren, die zu berücksichtigen waren. Das alles sollen keine Entschuldigungen sein, sondern nur zu realistischer Betrachtungsweise beitragen.

Die Umweltbelastungen durch die Abgase der Braunkohlekraftwerke, die Emissionsbelastungen durch die chemische Industrie im Raum Leipzig/Bitterfeld waren erheblich. Ich wohnte damals in Karlshorst in der Nähe vom Kraftwerk Klingenberg und es kam auf die Windrichtung an, ob es sinnvoll war, die Wäsche herauszuhängen.

In Rüdersdorf, südlich von Berlin, wurde Zement für den schnellen Aufbau (Ost-) Berlins hergestellt, und dort sah oft aus wie im Winter. Atemwegserkrankungen (besonders bei Kindern) waren weit verbreitet.

Die ungefilterte Einleitung von Abwässern in Flüsse wurde billigend in Kauf genommen, denn es galt den Westen zu überholen, ohne ihn einzuholen. In der Saale schwammen oft tote Ratten und auch Schweine (selbst gesehen). Das Strandbad Oberspree musste aufgrund der eingeleiteten Abwässer der Industriebetriebe in Berlin Schöneweide geschlossen werden.

Die Atomkraft als zukunftsweisende Energiequelle wurde überall forciert, ohne sich über die langfristigen Folgen Gedanken zu machen. Der politische Einfluss der Sowjetunion auf politische und wirtschaftliche Prozesse sollte bei der Betrachtung berücksichtigt werden. (RWG Rat für wirtschaftliche Gemeinschaft der soz. Länder). Die Verwendung von stark bleihaltigem Benzin trug auch erheblich zur Luftverschmutzung bei.

Wir Berliner (Ost sowie West), erinnern uns sicher an die Zeit, in der gegen harte Devisen Westberliner Müll in Brandenburg entsorgt wurde.

Positiv erwähnt werden sollte, dass es ein gut ausgebautes System der Altstoffverwertung gab, die Sekundärrohstoffgewinnung (SERO). Es wurde Altpapier gesammelt, Flaschen kamen nicht in den Müll, sondern wurden gegen ein kleines Entgelt in die Sammelstellen abgegeben. Das wurde von staatlicher Seite forciert und wir Kinder besserten damit unser Taschengeld auf. Es war vermutlich nicht der Umweltgedanke, der zu dieser Aktion führte, sondern der Rohstoffmangel.

Die zeitweilig in der DDR stationierten sowjetischen Streitkräfte waren weit entfernt von Umweltschutz. Sie wuschen ihre Panzer in Anwesenheit von Badenden in den Seen,

schütteten giftige Flüssigkeiten ins Erdreich und verbrannten stark raucherzeugende Abfälle. Bombenfischen war zwar auch für sie verboten, aber es kam auch vor. Nun könnte man meinen, sie sagten sich, ist doch nicht mein Land, aber sie waren es gewohnt aus ihrer sozialistischen Sowjetunion.

Es gab in den 80er Jahren engagierte, z. T. kirchliche Gruppen, die auf die Umweltsünden hinwiesen. Diese wurden aber massiv von staatlicher Seite drangsaliert, zum Teil auch inhaftiert.

Es hat sich zum Glück in den letzten Jahrzehnten vieles zum Besseren entwickelt, vor Allem dank den heute viel gescholtenen Grünen.

Aber es gibt auch heute noch oder schon wieder Abfallunternehmen, die giftigen Müll illegal (auch in Brandenburg oder in Polen) entsorgen.

In meiner Erinnerung ist noch der medienwirksame Kopfsprung in den Rhein von Umweltminister Töpfer.

Die aktuellen Kriegshandlungen sind unverzeihliche Umweltsünden, die auch uns noch lange belasten werden.

Wir als Menschen sind die einzigen Lebewesen, die ihre Umwelt belasten und zerstören.

## In eigener Sache

❀❀❀❀❀❀ Gratulationen ❀❀❀❀❀❀

**Wir gratulieren allen im Oktober geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern**

**05.10. Dietrich Henckel, 08.10. Hans-Joachim Loll, 10.10. Margit Siebner, 13.10. Helga Wille, 18.10. Winfried Schweitzer, 28.10. Helga Cent-Velden, 28.10. Saskia von Brockdorff**

## Zeitzeugen gesucht

Vermittlungsnummer 116/23: "Für ein Projekt des "Haus der Kulturen der Welt" werden ehem. DDR-Bürger gesucht, die Kontakt hatten zu Vertragsarbeiter/Innen der sog. Bruderländer (Vietnam, Angola, Algerien, Ghana, Kuba, Chile) oder etwas zur Situation der ehemaligen Vertragsarbeiter aus eigener Beobachtung berichten können.

Berlin, den 4.9.2023

**Liebe Zeitzeugen und Freunde der Zeitzeugenbörse!**

Anlässlich des dreißigjährigen Bestehens des Vereins ZeitZeugenBörse e.V. laden wir Sie ganz herzlich zu unserer kleinen Jubiläumsfeier

**am 10. Oktober 2023,  
in die Seniorenfreizeitstätte Stierstraße,  
Stierstraße 20a, 12159 Berlin-Friedenau,  
recht herzlich ein.**

In der Zeit von 15.00 bis 18.00 Uhr erwarten Sie interessante Gespräche mit Vereinsmitgliedern, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, Ehrenamtlerinnen und Ehrenamtlern sowie Freundinnen und Freunden unseres Vereins.

Als Festrednerin erwarten wir die ehemalige Vorsitzende des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, Frau Barbara John.

Bei Kaffee und Kuchen wird ein kleines musikalisches Rahmenprogramm für Unterhaltung sorgen.

Wir würden uns sehr freuen, wenn wir Sie dort begrüßen dürfen!

Bitte teilen Sie uns Ihren Teilnahmewunsch mit: 4404 63 78 oder [info@zeitzeugenboerse.de](mailto:info@zeitzeugenboerse.de)

Im Namen des Vorstands

Jens Splettstöhser, Vorsitzender

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann,

Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: [info@zeitzeugenboerse.de](mailto:info@zeitzeugenboerse.de) – [www.zeitzeugenboerse.de](http://www.zeitzeugenboerse.de)

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der

Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE87 3702 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: [info@bodoni.org](mailto:info@bodoni.org)

**Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales**